

Die Eisenbahner.

Eine Geschichte aus Schwaben von R. Schmidt-Pohl.

„Ob, Höllewetter, das sind die Eisenbahner,“ rief die junge, appetitliche Lindenwirthin aus, nachdem sie lange genug unterm Fenster gestanden war und — die runden Arme in die läppigen Hüften gestemmt — aufmerksam hinausgeschaut hatte in die Thalstraße, die, mit blühenden und grünenden Wiesen erfüllt, sich zu den Hügeln im Hintergrund hinzog.

„Höllewetter — die sind's,“ beträugelte sie noch einmal nach längerem Nachdenken.

Die zwei Männer, die vom Ameisenberg heruntergekommen waren und dann auf dem Fingerring Halt gemacht, ihr Instrument aufsprang und allerlei hantirt hatten, dann wieder ein paar hundert Meter weiter gegangen waren, wieder Halt gemacht und mit ihrem „Perspektiv“ — über wie die Dinge heißen — die Umgebend aufgenommen und zuletzt drüber im Grasgärtchen g'rad auf das Wirthshaus und den großen blühenden Lindenbaum davor das Ding auf einem dreibeinigen Gestell gerichtet und scharf damit rüber geguckt hatten — diese zwei Männer hat die Lindenwirthin nun schon seit einer halben Stunde mit den Augen verfolgt und dabei nachsinnend, was sie denn treiben und wollen. Jetzt hat sie's gefunden. Die Eisenbahn soll ja nach Maderkirchen, Langfeld und Mitteldorf gebaut werden; d'rum haben der Schulz und die Gemeinderath's voriges Jahr petischt — wie sie sagen soll aber wohl heißen „petitionirt“, und jetzt sind die Eisenbahner da und nehmen die Gegend auf, und im nächsten Jahr fährt d' Eisenbahn, und g'rad, wo sie jetzt stehen die Eisenbahner, g'rad an den Baumgarten der Lindenwirthin kommt der Bahnhof hin; — das wird ein Leben geben.

„Gute... mach'... hinst...“ über den Herrlich die große Tischuhr, das ist beim Judenmeier in der Stadt kauft hab'... rasch wisch' d' Stuhl ab und mach' ein Feuer auf den Herd; d' Eisenbahner kommen und werden Hunger und Durst haben. Die Lindenwirthin von Maderkirchen will sich aber nicht schlecht finden lassen.... Denn vor meinem Baumgarten sollen sie den Bahnhof bauen. Lauf' Gucke... säp'd' Dich doch ein wenig! Bei Dir darf's schon pfeiffen... 's ist, als wenn Alles bei Dir eing'rotzt wäre. Da kommen sie schon....

Unter den schwarzen Schlapphüten sonnenbrannte bärtige Gesichter mit fröhlich funkelnden Augen darin; der eine einen Knick umgebängt, der andere sein Instrument auf dem Rücken. Das zusammengeklappte Dreibein der einen, einen derben Jägerstock mit trummebohemem Griff und spitz zulaufender Zwinge in der anderen Hand, die Lobenjoppe aufgeklopft — so treten die zwei Männer in die Wirthsstube mit munterem Gesich.

„Frau Wirthin, hat Sie wohl Bier und Wein?“

„Das schon, das schon... Willkomm... Machen sich's bequem... Sind ja ganz erholt — von dem Humstolpern draußen in der Hüg' und dem G'schäft dabei. Mit was kann ich aufwarten? 's Bier ist noch nicht ang'sochen; aber Flaschenbier können 's haben. Und wenn Sie's wollen, steh' ich an, Gut's Bier vom Maderkircher in Högstadt... Oder wollen Sie ein Wein? Wein fünfundsundzweigzig ist belegat (belikt) — ich trin' kein anderen, und der Schulz und der Pfarrer und der Schulmeister haben ihn auch schon versucht, daß... nun, aus der Schul' schwächen darf eine Wirthin nicht.“

„Nun, Frau Lindenwirthin, den wollen wir auch mal probieren. Und eine Flasche frisches Brunnwasser dazu für den ersten Durst. Und etwas zum Essen werden wir wohl auch noch kriegen?“

„Was Sie wünschen... Bloß kein Fleisch hab' ich nicht; das geht bei uns d' Woch' nicht, da kommen z'wen'g Fremde nach Maderkirchen. Aber wenn einmal die Eisenbahn geht...“

„So, kriegt Ihr auch eine?“ Die Wirthin lächelt die Fremden pfiffig an... „s'wä' g'rad nicht nöthig, daß Sie sich so verstellen, wie wenn Sie nichts davon wüßten. Doch dabovon sprechen wir nachher, wenn Sie's essen und trunken haben... Das muß z'erst sein. Drum erlöfne. Und draußen war das resolute Weib. Ein Pracht'schiller, tüp'l, perlend und leicht schäumend — und dann eine Eiergekostensuppe, Pfannkuchen und Kopfsalat... allen Respekt vor Küche und Keller der Lindenwirthin.“

„So,“ sagte diese, als die Gäste versorgt waren. „Jetzt kann ich auch in der Stuh' bleiben. Wenn man nicht selber nachsieht, g'sieht nichts recht. Und meine Gäste müssen z'frieden sein. Hat's geschmeckt? — Das freut mich... Draußen hab' ich mehr... Und anstoh'n darf ich mit den Herren wohl auch. Auf Ihre G'sundheit! Nicht wahr, kein schlechter Tropfen... Ja, den kenne' man in dieser Gegend... Und ich halt' etwas d'ruf, daß man sagt: „In der Linde zu Maderkirchen trinkt man weit r'm den besten Wein!“

„Und die freundschaftliche, netteste Wirthin ist auch da,“ schmückte der Einz. „Kann den Spott vertragen... Auf Ihr Wohl!“ und sie stieß lachend mit dem Schmeißler an. „Aber wenn einmal da drüber an meinem Baumgarten

der Bahnhof steht, dann sollen 's sehen, wie ich einricht'! Flott muß 's bei mir zugehen.“

„So, so! So nah' kommt der Bahnhof an Ihr Haus?“

„Verstellen 's sich doch nicht so,“ schmückte die Wirthin. „Mir dürfen Sie's schon g'sehen, daß Sie nur gekommen sind, um d' Gegend aufz'nehmen wegen dem Bahnbau. Und meinen 's, ich hab's nicht g'sehen, was Sie hantirt haben mit Ihrem Perspektiv? Und das Sie g'rad vor meinem Baumgarten die lete' Aufnahme g'macht haben für den Bahnhof? Hab' Alles mit ang'sehen. Und auf den Kopf g'fallen ist die Lindenwirthin auch nicht.“

„Aber liebe Frau! Euer Bahnbau geht uns nichts an — wir haben nur...“

„Na, ja, freilich. Bauen that Ihr's nicht selber, Ihr habt bloß d' Aufnahme machen müssen... Und allein könnt Ihr's auch nicht b'stimmen, wie die Bahn baut wird und wo der Bahnhof hinkommt... Aber auf Eure Aufnahme' kommt doch viel an...“

„Gute Frau, Ihr täuscht Euch, das geht uns gar nichts an.“

„Pappelappa... Man weiß schon. Guckel, hal' noch eine Flasch', weicht schon, von dem meinem... Die geht auf meine Rechnung.“

„Frau Lindenwirthin, das können wir nicht annehmen.“

„Da haben 's nichts zu thun, als z' trinken... Wenn ich etwas spendir', g'schieh't's zu meinem Vergnügen. Und ich nehm' den Herren nicht übel, daß sie's nicht ausschellen lassen wollen, daß sie da sind, damit sie nicht so arg überlaufen werden. Und z' wissen brauchen die Bauern auch nicht zum Voraus, über welche Weder und Wiesel die Bahn geht; unverschämt thäten 's sonst fordern. Bei mir ist's anders, ich mach mit einer Ehre d'ruf, daß der Bahnhof an meinen Garten kommt. Also auf gute Gesundheit!“

Und sie stieß mit den beiden Fremden an, denen der tüp'l, klare Wein immer mehr mundete.

„Wo ist denn Ihr Mann?“ fragte der eine der Fremden, nur um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken.

„Der,“ sagte die Wirthin etwas leichthin, „der ist g'fallen vor anberthalb Jahren; an der Schwindsucht ist er g'fallen. Zwei Jahre find wir verheirathet gewesen. Da ist über ihn die galloppirende Schwindsucht gekommen. In zwei Monat' ist er g'sund und todt g'wesen. Gott hab' ihn selig! Thät der sich aber freuen, wenn er heut noch da wä'r und erlebt hätte, daß der Bahnhof g'rad vor unsern Baumgarten käm! Reben 's mir nir mehr drein... Ich hab's doch g'merkt,.... Höllewetter... Und er paßt auch noch anders hin. Wenn wir gut Freund bleiben wollen — ist so oder net?“

„Freilich, freilich,“ stimmte jetzt der Eine zu. „Und darauf trinken wir noch eine Flasch'... Ihrem Wein z' lieb, Lindenwirthin!“

„So ist's recht. Jetzt g'fallen 's mir. Nur nicht so dudelmäßig... Das bö' ich nie leiden können. Guckel, noch eine Flasch'!... Und dann sagst dem Nachbar, er soll auch geschwind rübertommen.“

„Und der kam im langen Gottesfischrad und den Hut auf dem Kopf, und dann kam noch Einer und noch Einer. Und ehe eine Stunde vergangen war, war die „Linde“ g'siedt voll. Die Guckel hatte dem Nachbar Schulzen g'sagt, die Eisenbahner seien da und nehmen d' Gegend auf, und der Schulz hatte durch den Büttel zu den Kollegen geschickt. Und jeder von ihnen hatte es seinem guten Freund und Nachbar g'sagt. Und so waren sie alle gekommen, festlich und erwartungsvoll.“

„Luftig, Leut'!“, hatte die Lindenwirthin Jedem zugerufen... „Jetzt kriegen wir bald die Eisenbahn... Aber laßt die beiden Herren damit in Fried'. Sie dürfen noch nix merken lassen... Aber mir haben sie's im Vertrauen g'standen, warum sie da sind... Die Tiefenthäler werden sich ärgern, wenn sie hören, daß d' Bahn durch unser G'wand geht und nicht drüber überm Ameisenberg durch ihre Markung... Also seib lustig und laßt Euch nix merken.“

Aber der Schultheiß, der seine Würde kannte und sich gern reden hörte, konnte nicht umhin, an's Glas zu klopfen, aufzustehen und zu sprechen: „Männer, Mitbürger! Sinemalen, daß wir heute mit den zwei Herren verdammt sind... Mitbürger... wir trinken auf ihr Wohl!“

„Bravo! Hoch! Hoch! Hoch!“ „So laßt mich doch ausreden. Und wenn sie's auch nicht eing'sehen, so freuen wir uns doch, Männer... Und wollen wir jetzt mit ihnen anstoh'n auf gute G'sundheit und gut Glück... Und finalen erhebt Eure Gläser und rufet: „Die Eisenbahner leben hoch und die Station Maderkirchen...“

Das bröhte, daß die Fenster Mirzten! Und die braven Bürger klatschten in die Hände. Ihr Schulz hatte so schön gesprochen, g'rad wie der g'sturtete Pfarrer.

Das Bier und der Wein flossen in Strömen. Und immer wieder, wenn die Fremden aufbrechen wollten, wurden sie zurückgehalten. Das ganze Dorf war in Aufregung. Auch die Weiber kamen und sahen zu den Fremden herein... Und die Dorfjugend stand in Scharen vor dem Wirthshaus. Aber endlich — die Fremden spürten auch schon den guten Wein der

Lindenwirthin — mühten sie gehen... Sie mühten nach Hohenstet hin-auf, da seien sie auf die Nacht hinfestlich, sagten sie. Es wä'r freilich schön, wenn sie dableiben könnten; aber 's müht sein.

„Bürger,“ rief der Schulz, „wir fahren mit durch Langfeld bis Mitteldorf... Von dort haben die Herren nicht mehr weit.“

Eine halbe Stunde später standen Erhosen und Bernerwägelchen, was in Maderkirchen aufzutreiben war, vor der „Linde“. Noch einmal ein Um-trunt... Und noch einer... Die Wirthin, die vor Glid' strahlte, hatte von den Gästen keinen Pfennig angenommen, so sehr sich auch diese wehrten. 's Wiedertommen kost's, sonst nix... Sie sind meine Gäst' gewesen... Und dann ging's an's Abschiednehmen. Wer nicht mitfahren konnte, drängte sich zu den Fremden, um ihnen die Hand zu schütteln. Die Guckel war glücklich und zeigte überall ihren Thaler Tringeld, den sie bekommen habe. Und der eine der Fremden — der mit dem Ding auf dem Rücken, durch das er die Gegend aufg'nommen hatte — nahm draußen im Gang die Wirthin in Arm und gab ihr einen herzhaften Kuß. Und sie hab' erst noch tüchtig hina'halten, erzählte nachher der Bürgermeister, der grad noch dazu kommen mußte. Und dann ging's hinaus im Galopp; zwölf Chaisen und Wägelchen, und der Meßner läutete d' Kirchenglocken. Und die Bubens und Mädchen auf der Straße schrien „Hoch“ und die Weiber und Männer winkten mit den Hüten und den weißen Kopftüchern, bis man die Chaisen vor Staub nimmer sehen konnte.

Und drinnen in der Wirthsstube ging die Lindenwirthin glücklich lächelnd umher. Freute sie sich über den Bahnhof, oder über etwas Anderes?

Und drinnen in Langfeld läuteten auch die Glocken, und am Dorfeingang stand der Schulz und die ganze Bürger-schaft, und dahinter die staunende Jugend und die gaffenden Weiber, und der Schulz wollte eine Rede halten und die Fremden einladen...

„Aber 's wird nix draus, wird nix draus... Wir müssen weiter, gleich weiter; sonst kommen wir s' spä't nach Hohenstet.“

„Also, eine Flasch' in den Wagen.“ Und schon kam der Köpplersührer mit Wein und Gläsern. Er will keinen schlechter haben als die Lindenwirthin's Maderkircher. Und die Ehr' wollen die z' Langfeld den Eisenbahner g'rad so anthon, wie die Maderkircher. Also eine Flasch' um die andere.

Und dann ging's endlich fort nach Mitteldorf... und der Schulz von Langfeld und die paar grüßten Bauern fuhren auch mit zwanzig Chaisen waten's jezt.

So kamen sie nach Mitteldorf. Da ging's grad' wieder so, das ganze Thal war in Alarm... Und die in Mitteldorf schossen sogar aus Büllern, und der Kriegerverein kam mit seiner neuen Fahne. Vor dem „Linden“ wurde halt gemacht und wieder getrunken, was das Zeug hielt.

Dann aber, es ging stark auf den Abend, sagte der eine der Fremden: „Jetzt, wenn Ihr uns einen G'sallen thut, dann bleibt Ihr da... Unter Fuhrmann aber soll uns nach Hohenstet zu führen, bis wir nimmer sehen können.“

Und so wurde es gemacht. Büllerschiffe — Glockenläuten — Hochrufe — Hüteschranken — so fuhren die Fremden in den Abend hinaus. Und als sie Hohenstet davorgefahren, gaben sie dem Knacht ein gutes Tringeld und ließen ihn umkehren.

Raum war das Fuhrwerk eine Etzede entfernt, saßen sich die „Eisenbahner“ an, schlugen sich auf die Schenkel vor Vergnügen und lachten, was aus dem Halbe kam.

Es war in ihrem Kopf wohl nimmer recht von dem vielen Wein.

„Acht Tage d'ruf kriegten die Lindenwirthin und der Schulz jedes einen eingeheschriebenen Brief.“

Und in dem der Wirthin, der besonders bid war, stand: „Schönste Frau Lindenwirthin! Wir find wieder auf in Stuttgart angekommen und ihre Aufnahmen sind tüfflich gelungen. Zum Beweis und zum Andenten liegen dieselben bei. Für verurtheilte Unkosten fügen wir zwanzig Mark hinzu, wenn's mehr ausmacht, was wir verzeht haben, bitten wir um Nachsicht... Denn wir sind keine Eisenbahner, sondern nur zwei Touristen, die photographische Aufnahmen gemacht haben. Wann die rechten Eisenbahner kommen, wissen wir nicht. Aber der Tag in Maderkirchen war der schönste in unserm Leben, den wir nie vergessen werden. Drum nichts für ungut. Wir werden Sie und Ihre treffliche Wirthschaft allen unsern Freunden empfehlen.“

Mit besten Grüßen: Gustav Heller und Max Heilmann, Buchhändler.

Und unten am Brief stand noch: „Für die Wegzehrung im Hausgang zahl' ich nichts. Wenn ich aber müht, daß ich noch mal „einen“ bekommen würde, käm' ich gleich morgen. Ich zehr' heut' noch an ihm.“

Die Wirthin war an dem Tag fußstufelsüchsig, und die Guckel konnte ihr nichts recht machen. Am Abend aber kam der Schulz herübergeschlichen.

„Wirthin, — da find wir bö's reing'fallen.“

„Ob Höllewetter, Schulz, halt' 's Maul; Du bist's größte Kindvieh von ganz Maderkirch, daß Du nix g'merkt hab'...“

Erzherzog-Albrecht-Denkmal in Wien.



In Gegenwart des Kaisers von Oesterreich fand nunmehr in Wien die Enthüllung des Erzherzog-Albrecht-Denkmal's, welches unser Bild vorführt, hatt. Das Reiterstandbild des Siegers von Custozza hat die österreichisch-ungarische Armee dem Kaiser Franz Joseph als Jubiläumsgabe gewidmet. Die Bedeutung des ehemaligen Feldmarschalls als Heerführer, Organisator der t. u. t. Armee und

als Militärschriftsteller ist allgemein anerkannt. Er war der Stolz und die Hoffnung der Armee und ein ebenbürtiger Sohn seines Vaters, des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern. Das aus Kanonenmetall gegossene Denkmal erhebt sich an dem gegen den Albrechtshilf vorgebirgsartigen Vorsprünge, zwei Stodwert hohen und mit einer monumentalen Brunnenanlage verkleideten Basisteil, auf dem das Albrechtspalais steht.

„Ja... aber...“ „Mir aber... Guckel eine Flasch' zum Trost für den Schulzen.“ „Wenn ich die Stuttgarter mit ihrem Witzkasten und ihren Stiefen er-wischen thät, 's Kreuz thät ich ihnen rein-schlagen,“ rief später der Schulz, als ihn der Wein schon g'schlachtet g'macht hatte. „Die zwanzig Mark, die sie mir g'schickt haben, halt ich nicht, die kriegt der Armenpfleger. Aber wenn's raus kommt, Wirthin, — wenn's raus kommt!“ ...

Und natürlich ist's nicht derschwiegen geblieben. Und über z' Maderkircher, Langfeld und Mitteldorf eine tüchtige Tracht Prül gelos, darf die Bauern nicht die „Eisenbahner“ heißen, und dann kriegt er's schneller, als die Bauern die Eisenbahn, auf die sie heute noch warten.

Der smarte Irländer.

Von Egon Schorch Zintfabe, Geocrite- und Salubritaece.

Mr. Editor!

Da kann gar sei Daut seie, daß die Gritsch'e als Ruhl nix werth seie, böt smart seie die Dunnerwetter, wie e Schütt-Trapp. Drei Thüre unterm mei Saluhn thut en Gritscher wohnen, wo Pat Cagan heizt thut, and wo in die lezte Zeit so viel Whiske getrunnt hat, daß er net mehr ganz richtig in sei Kopf seie thut. D'schenefälle is er ahl reit, wenn er auch e littel twier älte thut, böt wenn er die Kritis kriegt, so is er dän'scher's and is das Befichte, daß man em aus den Wea gehe thut. Weil, den annern Joening hat er in sei Dufel geberkt, er wä'r St. Patrick selber and sei Weiß and i' Schindern wäre Snäts, so thut er e Klöß nehme so bid wie e Arm and uff sei impitche, and se seie noch höchst in Teim aus dem Haus geschprunge, oder er hält e alle zusammen geschlage. Weil, von dem Rädert war auch gleich die Polih da, wo Pat mitgenommen hat und das Rihöth war, daß se en'e paar Tag später vor die Probö't Kort schleife thäte and bi-tohs daß e halt Döhend Thätneffes geschworen hat, was er net hält, is'n ät lerdich zu lasse, so hat der Dschödd' diegeid, er sollt nach dem Narrehaus gebracht werbe, wo er sei Hart net mehr thue fönt. Am annern Tag is denn auch ein Officier in Citzens Klob's mit em los. Sie seie erscht noch in sei Haus geange, bi-tohs er weilt sei Klob's and annere Sache mitnehme and wo se mei Saluhn päffe, thut der Pat mit dem Offic'er herintomme, um noch e Drint zu nemme. Weil, ich hen horrie for en gesicht and hen en aetrieled and rimarkt, ich thät hope, daß er bald wieder ahl reit war. So anhert er: „Zintfabe, sie thue mir saae, sie wolle mich for e Wehil in die Köntrie bringen, böt ich weilt es ahl reit, die Dunnerwetter wolle mich in's Narrehaus schaaffe, böt wir wolle sebe, ob sie's fertig kriegt.“ Damit thut er mit mir Gänb's schähte and is mit dem Offic'er los.

Weil, wo wir am Joening e Meeting vom Hönting Elb's hatome, kommt uff e Mal der Pat herein, will sich vor Lache den Bauch halte and sagt: „Du Zintfabe, den Kopper hen wir fein gefizt, jezt gieb mir e Mal e Whiske.“

Weil ich hen e Freiheit gekriegt and hen gesagt: „For Gobs Sächt, Pat, Du haicht den Offic'er doch net gekitt?“, „No Zintfabe,“ anhert er, „der thut ganz warm seie, ben hen se in Narrehaus behalte and mich hen se gefe lasse.“ Weil ich tud en an wie en Affi, so meint er: „Sichste Zintfabe, es kommt alles drauf an, wie man es ans-fange thut. Wo ich mit dem Offic'er fort bin, seie wir in den Trän'n geschliege and seie los. Weilt der Offic'er hat ganz Klob's bei mir in demselbe Siet gefesse, böt von der Hüg' is er drausie gemorte and wo er so e wenig einnde thut, hen ich em twid die Kommitment Päpers aus sei Pödet gezege and in mei Pödet geschickt. Er hat's gar net genottid and wie wir nach ebaue e halbe Stund am Narrehaus antomme thue, thut er mich dem Arm nehme and wir find in die Office. Wo wir heretintomme, thut er gleich uff den Superintendent losgehe and sagt zu dem Dschentelman: „Mr. Perkins, hier kriegen ich Jnen e Päschent,“ and dabei thut er in sei Pödet lange, and wo er sei Päpers net findet, macht er so e bummles Gesicht, als ob er net jezt er Seih hätt. In der Wien Teim thue ich den Superintendent e Wint geue and sag: „Mr. Perkins, das is Mr. Pat. Cagan, wo tomplittie daffie is and sich for en Offic'er halte thut. Hier seie die Kommitment Päpers von die Proböt Kort and ich ritwelfe Jhne, mir e Reciet zu gebe, daß ich den Pri-sonner Jhne richtig übergebe hake.“ „Ahl reit,“ anhert Mr. Perkins and thut die Päpers durchsche. Der Offic'er war ät fört wie vor den Kopp geschlage, böt bei die Zeit war er wieder zu sei Seih's geomme and gehollert: „Der Hallunt hat mei Päpers geschtohle! Ich bin der Offic'er!“ So sagt der Superintendent zu ihm: „Das is ähl reit, Mr. Cagan, regen Sie sich nur net uff, and damit thut er einen von die Kettentänts rufe, um en nach der Ward zu bringe.“

„Weil, Zintfabe, den Schpoh hätt'etst Du seie miste. Wo se den Offic'er zu saße kriegt, höllert er wie Blä-ses: „Ihr verdammte Narre, laßt mich los, ich bin ja der Offic'er, laßt doch den Kerl net laufe, der is ja daffie wie e Märzhaus.“ Dabei schtoht er den Kettentänt vor die Brust, daß er in e Korneer fliege thut, and wo der Mr. Perkins helfe will, hat er auch e blutige Nase gehett. Da gings aber los. „Der Kerl is ja ganz verriert!“ höllert der Mr. Perkins, „holt e Mal e halb Dosend Garb's and e Strehd'schädet, ben wolle mer schon Männer beibringe. Und in nerliche In-schiant hen hen auch schon am Bode gehett and je mehr er gehollert and gefeist hat, je fester hen sen zu pade gekriegt, and wo se die Strettschäket an e hatte, hen se 'n in e Wäthtöb ge-schmisst and hen en Wasser uff 'n Kopp laufe lasse, bis er ahlmohst ersoffe is.“

Denn hat der Mr. Perkins mir mei Reciet aegewe and ich sagt, ich wä'r herrie, daß er so viel Trudel mit dem Pä-schient hätt. „D,“ anhert er, „Offic'er, wir find an solche Sache gewöhnt, böt hätt ich gewöhnt, daß er so weiolent wä'r, so hätt ich em gar lei Tschäng net aegewe, mir mei Klob's breik zu schla-ge.“ Weil, denn hen ich mei Reciet ge-nomme, hen Mr. Perkins „Gud Weil“

gefast and bin heraus, böt wo ich her-ausging, hör ich noch, wie Mr. Perkins zu die Garb's höllert: „Aend für 14 Tag kriegt der Hallunt nichts wie dünne Wasserjupp, da werd er wohl aahl werbe.“

Aend damit sezt sich der Pat hin, thut er annern Drint nehme and will vor Lache verplage.

Böt sei Lache hat en net lange gut geihan. Als der Offic'er net retour ge-tomme is, hen se Zintweites im Narrehaus gemacht and dabei hen se die ganze Geschichte ausgefunne. Den Offic'er, wo se halb todt gemacht hatome and wo ahlmohst geschtoht war, hen se herausgelasse and Pat wieder hingebracht and ich glaub, se hatome es hot for en for sei Smartneh gemacht. Ihr

Egon Schorch Zintfabe

Ansicht eines Wirbelfurmes.

Wiederum ist kürzlich unser Land von Wirbelfürmen heimgesucht worden, und ihre Verheerungen stehen noch frisch im Gedächtniß. Wir können heute unseren Lesern ein Bild eines feranahenden Onclones bringen; es ist dies eine Momentaufnahme des Sturmes, welcher Wagnola in Orlahoma zerstörte. Auch dieses Naturereignis ward angekündigt und begleitet



durch Fallen des Barometers. Tiefgehende, eigenartig gefaltete Wolken bedekten den Himmel. Fall alle Wirbelwinde nördlich vom Äquator nehmen ihre Sturmbahn von Südwest nach Nordost. Während die Windfälle selbst sich sehr langsam vorwärts beweg, ist ihre vertikale Bewegung um so rascher. Der Wirbel berührt auf einer Bahn von 60 bis 300 Fuß die Erde und zerstört alles, was in seinem Weg kommt. Wolkenbruchartige Niederschläge begleiten meist den Onclon.

Die vornehmen Pariserinnen scheinen endlich zu der Ansicht zu gelangen, daß die meisten ihrer „Veranigungen“ doch recht nebenanartigen Natur seien und nicht ohne unangenehme Folgen für Gesundheit, respective Schönheit bleiben können. Eine sehr bekannte Dame der aristokratischen Gesellschaft, die in dem Rufe steht, eine der genialsten und liebenswürdigsten Wirthinnen zu sein, hat den Anstoß dazu gegeben, daß man im Seibeibel dem-nächst zu den harmlosen Amüsements der Kinderzeit zurückkehren dürfte. Das stereotypische Genre der Abendsgesellschaft sagte ihr schon längst nicht mehr zu, und da kam sie denn auf folgende eigenartige Idee: Sie ließ an ihre zahlreichen Bekannten die Ein-ladungen zu einem „Bouteille de Savon-Gerle“ ergelen und verschickte zu diesem Zweck elegant lithographirte Karten, auf denen eine von tangenden Amoretten umringte schillernde Seifen-blasse prangte. Als die conferirten Gäste zur festgesetzten Stunde im Pa-lais der Gräfin erschienen, wurden sie in einen der ihnen bekannten Salons geführt, bei sie in merkwürdiger Weise verändert fanden. Diverse nagelne kleine Holzbocker standen hier und da auf türkischen Teppichen, umgeben von Ottomanen und niedrigen Arms-Isen. Eine ganze Sammlung von Thon-pfeifen, deren lange Stiele farbige Band-rosetten zierten, hatte man um den Rand der mit Seifenwasser zur Hälfte gefüllten Gläser gruppiert und grobe Handtücher waren zum etwaigen Ge-brauch durch die Henkel jedes Jokers ge-geben. Diese wenig salomnartigen Geräthschaften inmitten von raffiniertem Luxus gewährten einen höchst tu-rioten Anblick. Nachdem die Damen Schürzen umgelegt und die Herren ihren Frack mit einem gemüthlichen Hausrod vertaucht hatten, ließ man sich neben den Seifenwasserbehältern nieder und begann unter Lachen und Scherzen um den Preis für die größte Seifenblase — eine silberne Statuette — zu kämpfen. Um die Sache reizvol-ler zu gestalten, hatte die Gastgeberin dafür Sorge getragen, daß von dem an den Saal fließenden Gewächshause aus farbige Lichtwoagen durch den die in der Luft schwebenden flüchtigen Ägelin wie wahre Zaubereidde fun-kelten. Der Winterarten entdend aber nicht nur diese seihenhaften Strich-len garben und den Duft von Rosen, Narzissen, Maiglöckchen und Veilchen, sondern auch allerlei kleine, träumerische Melodien, die ein leichtes, ausser-liches Streichorchester zum Besten gab. Als man nach fast zwölftünder ein-triger Arbeit einer jenen dunkelbläuligen Beante den Preis zuerkannt hatte, be-gab sich die ganze Gesellschaft in den Couper der wirklich hungria geworde-nen Gäste wartete.